



Fußspuren im Schnee

AUTOBIOGRAFIE EINES BUDDHISTISCHEN MÖNCHS AUS CHINA

Chan-Meister

SHENG YEN

LESEPROBE

THESEUS

Schuhe aus geflochtenem Gras



Im Jahre 1930, im „Jahr des Pferdes“, am vierten Tag des zwölften Mondmonats wurde ich als jüngstes von sechs Kindern geboren. Meine Mutter war zweiundvierzig Jahre alt, als sie mir das Leben schenkte, und mein Vater einundvierzig. Laut meiner Mutter war ich ein außerordentlich schwächtiges Kind, nicht viel größer als ein Kätzchen. Sie sagte, dass ich nach Ansicht vieler Leute wie eine Ratte ausgesehen habe. Deshalb gaben meine Eltern mir den Namen Baokang („Bleib gesund“).

Ich erblickte das Licht der Welt in der Nähe des Hafens Xiaoniang („Junge Dame“), etwas westlich der Gegend, wo der Jangtse ins ostchinesische Meer mündet. Ich habe keine Erinnerung an diesen Ort, da einige Monate, nachdem ich zur Welt gekommen war, eine Flut alles, unser Haus und unsere Felder, hinwegschwemmte. Alles, was wir besaßen, landete im Fluss.

Nach dem Hochwasser kamen wir bei Verwandten in der Nähe von Nantong unter. Dann zogen wir weiter stromaufwärts in einen Bezirk namens Changyinsha direkt gegenüber dem Hafen von Nantong, etwa 150 Kilometer vom Meer entfernt. Wir bewohnten

eine strohgedeckte Hütte mit drei Räumen, die mein Vater auf einem Morgen gepachteten Ackerlands errichtet hatte.

Die Sommertage waren heiß, doch nachts wehte ein kühler Wind vom Fluss durch die Wände aus lose geflochtenem Schilf. Im Winter deckte uns der Schnee zu. Wir verstopften die Risse im Schilfdach mit Lehm, um uns vor der Kälte zu schützen. Wenn wir Geld hatten, um Öl in die kleinen Steinlampen zu füllen, deren Docht aus alten Flickchen bestand, fertigten meine Mutter und Schwestern Stickereien an, spannen und nähten. Mein Vater und meine Brüder stellten Hanfseile und Schuhe aus geflochtenem Gras her.

Wir schliefen in unseren Kleidern in einem einzigen Raum in Betten, die nur aus einem Holzbrett auf vier Füßen bestanden, auf einer Unterlage aus Heu und deckten uns mit einer baumwollenen Steppdecke zu. Unser Frühstück bestand aus Mais und Hafer, manchmal ohne Salz, wenn wir kein Geld hatten.

Meine Arbeit als jüngstes Kind bestand darin, auf die Felder zu gehen und den Dung der Nacht einzusammeln. Ich schaufelte den Kot von Hunden, Pferden und Eseln in einen Strohkorb, schob die Schaufel durch die Bambusgriffe des Korbes, lud mir die Last auf die Schultern und ging auf die Suche nach dem nächsten Haufen. Ein Haken am Griff der Schaufel hielt den Henkel des Korbes fest. Mit dem Nachtdung und unseren eigenen Exkrementen (die wir in unserer auffälligen Latrine in einem großen Tontopf sammelten) düngten wir unsere Felder.

Mein Vater und meine Brüder waren geschickte Fischer, die mit Netzen fischten, aber sie fingen auch Fische mit der Hand, indem sie in die seichten Kanäle des Jangtse wateten. Unser Haus stand auf einer Anhöhe zwischen zwei Kanälen. Der riesige Fluss, der tief und kalt war, beherrschte die Landschaft. Unter einem weiten Himmel erstreckte sich das flache Land. Deiche säumten den Fluss, und auf der Höhe verliefen die Straßen. Außer auf den Böschungen am Ufer des Flusses gab es keine Bäume. Alles bestellbare Land wurde für den Ackerbau genutzt.

Wir pumpten Wasser aus dem Fluss, um unsere Felder zu bewässern. Ein Mann auf einem Fahrrad trat beständig in die Pedale, wodurch ein Wasserrad mit Eimern betrieben und das Wasser auf die Felder geleitet wurde. Wir pflügten die Felder mit Büffelochsen. Wir betrachteten sie als Freunde, die für uns arbeiteten, nicht als Schlachtvieh. Da unsere Familie keinen Büffel besaß, liehen wir uns einen aus.

Außer dem Sammeln des Dunges musste ich Gras pflücken, um unsere Schweine und Ziegen zu füttern. Das Gras für die Schweine wurde gekocht, aber die Ziegen fraßen es roh. Wir fütterten sie mit Gras, denn wenn wir ihnen etwas anderes verfüttert hätten, hätten wir selbst nichts zu essen gehabt. Wir verkauften unser Vieh, um Öl, Zucker, Salz und Tuch anzuschaffen. Fleisch aßen wir nur bei seltenen Anlässen.

Oft arbeiteten mein Vater und die Brüder für andere Grundbesitzer weit weg von zu Hause. Sie nahmen das Mittagessen sowie Töpfe und Pfannen mit und kochten auf dem Feld. Sie verließen unsere Hütte am Morgen und schleppten alle Werkzeuge mit: kurzstielige

Schaufeln, die wie Kricketschläger aussahen, Sicheln, eiserne Haken, um die Strünke und Wurzeln von Sojabohnen auszugraben, und Bambuskörbe, in denen sie den Schlamm transportierten. Wir bauten Roggen an, Baumwolle, Sojabohnen, Reis, Weizen, Blattgemüse, Karotten, Kürbisse, Erdnüsse und Lilienknollen für medizinisches Öl.

Zu Hause kochten wir über einem kleinen Feuer aus Baumwoll- und Sojabohnenstrünken. Unser Küchentisch war aus Ziegelsteinen gefertigt, die mit Lehm verschmiert waren, und unsere Küchengeräte bestanden aus Essstäbchen und derben Keramikschalen, aus denen wir dreimal am Tag unseren Brei löffelten. Die Schalen waren dick und schwer wie Steine und brachen nicht, wenn man sie fallen ließ. Zum Mittag- und Abendessen fügten wir unserem Brei geschnetzelte Süßkartoffeln und eingelegtes Gemüse hinzu. Gesalzener, vergorener Rettich (daikon) gab dem eintönigen Brei Würze und war ein besonderer Leckerbissen.

Wir besaßen wenig, und die Arbeit war hart. Doch aus meiner Sicht, in meiner Erinnerung, war unser Leben glücklich. Meine Eltern waren ein perfektes Paar. Nie wurde ich Zeuge auch nur der geringsten Unstimmigkeit. Dies lag hauptsächlich daran, dass meine Mutter eine sehr kluge und tüchtige Frau war. Mein Vater hatte nur die Felder zu bestellen und uns mit Nahrung und Geld zu versorgen. Meine Mutter war die dominierende Gestalt in der Familie und bestimmte, wo es lang ging. Mein Vater war ihr dafür dankbar. Er akzeptierte ihre Stärke, und im Gegenzug war meine Mutter ihm liebevoll zugegan. Ihre gegenseitige Liebe hat mich tief geprägt. Wann immer ich mit Menschen zu tun habe, versuche ich, mit ihnen in der Weise zu harmonieren, wie mein Vater es mit meiner Mutter tat. Er fügte sich in seinem Tun und Denken und in seinem Herzen ihrer Weisheit und ihrem Willen.

Sieben Jahre nachdem wir nach Changyinsha gezogen waren, erlebte ich selbst, was eine Überschwemmung anrichten kann, obwohl wir nicht direkt betroffen waren, da wir etliche Kilometer vom Fluss entfernt lebten. Ich erinnere mich, dass es mehr als einen Monat lang fast ununterbrochen regnete. Immer wieder kamen Taifune. Die Winde erhoben sich, stiegen und fegten über das Land, während der Regen nur so herunterprasselte. Es stürmte tagelang, der Himmel lichtete sich kurz, und dann begann es wieder zu regnen, immense Regengüsse, bis alles vor Nässe triefte. Nach etwa einer Woche begann der Jangtse zu steigen. Er fing an, das Land an den Ufern fortzuschwemmen, geradezu wegzusaugen, er wurde immer breiter und reißender und verschlang Erde und Bäume. Er schwoll derart, dass er die Deiche durchbrach und sich auf die Felder ergoss. Jetzt brauchten wir den Radfahrmann nicht mehr zum Bewässern. Auf unseren Feldern tummelten sich die Fische!

Als auch der letzte Taifun endlich verebbte und der Wind sich legte, nahm mein Vater mich mit, um nachzusehen, wie es der Familie meiner zweitältesten Schwester ergangen war. Obgleich die Überschwemmung ihr Haus verschont hatte, war ihr Land abhanden gekommen, weil es jenseits des Deichs lag. Dort, wo das Wasser zurückging, war von den anderen Häusern nichts übrig geblieben als Schilfdächer. Einzelne Trümmer schwammen im Wasser, halbverhungerte Hunde und Katzen klammerten sich an Treibgut, und Leichen von Menschen tauchten in den Wellen auf und nieder. Ihre Kleider waren abgerissen, die Körper aufgedunsen und im Zustand der Verwesung.

Die männlichen Leichname trieben mit dem Gesicht nach unten dahin, der Leib wie ein Bogen gekrümmt, und nur der Rücken ragte aus dem Wasser. Ich dachte, das läge daran, dass ihr Bauch weniger fett war, aber den wirklichen Grund fand ich nie heraus. Die meisten weiblichen Leichen glitten mit dem Gesicht nach oben vorbei, den Kopf zurückgebogen, das Haar ausgebreitet, und ihre Füße hingen nach unten. Auch sie bildeten einen Bogen, nur in entgegengesetzter Richtung. Die Kinderleichen waren aufgedunsen wie Kugelfische, geschwollen und aufgeblasen, mit ekelerregenden weißen Bäuchen und leprösen, grauen Rücken. Enten pickten ihnen die Augäpfel aus. Der Regen hatte aufgehört, die Sonne brannte herab, und vom Fluss zog der Gestank herüber.

Es war eine grauenvolle Erfahrung. Während der folgenden Wochen wachte ich in der Nacht immer wieder vor Entsetzen auf. Die Hinfälligkeit des Lebens hat etwas Erschreckendes, nicht nur für Erwachsene, auch für Kinder. Die Zerstörung, deren Zeuge ich wurde, war wie die Erkenntnis Shakyamuni Buddhas, als er die Erleuchtung erlangte: dass diese Welt zerbrechlich und ständig in Gefahr ist. Der Kreislauf von Leben und Tod gleicht einem Ozean des Leidens.

Zu jener Zeit besaß ich absolut keinen religiösen Glauben. Doch als ich über dem stinkenden Fluss stand und die Leichen vorübergleiten sah, begriff ich mit einem Mal, dass jeder von uns jeden Augenblick sterben kann. Ich wusste, dass auch wir umgekommen wären, wenn wir in dieser Gegend gewohnt hätten. Als ich so viele Leichen sah, prägte die Unbeständigkeit des Lebens sich mir tief ein. Gleichzeitig empfand ich, wie gut es war, am Leben zu sein. Inmitten dieser Schrecken empfand ich nicht Angst, sondern dass das Leben gut ist und dass wir es hegen sollen. In den folgenden Wochen verblasste das

Grauen der Leichname und wich einer gewissen Akzeptanz. Schon in so jungen Jahren wusste ich, dass wir gegen den Tod machtlos sind. Wir müssen ihn hinnehmen.

In meinem Leben habe ich dem Tod oft ins Auge geblickt – infolge von Krieg, Hungersnöten und Krankheit. Jetzt nähere ich mich dem Ende meines Lebens. Eines Tages, schon bald, werde auch ich sterben. Die Lektion der großen Überschwemmung habe ich nie vergessen, und ich weiß, dass es zwecklos ist, sich vor dem Tod zu fürchten. Das Wichtige ist, voll und ganz zu leben bis zu dem Augenblick, in dem der Tod an uns herantritt.

Die offene Tür



Als Kind war ich immer schwach und kränklich. Erst mit drei Jahren lernte ich laufen, und ich war bereits fünf, als ich zu sprechen begann. Ich lernte furchtbar langsam. Bei uns zu Hause hing an der Wand eine Pendeluhr. Meine Eltern und Geschwister versuchten mir beizubringen, die Uhr zu lesen, aber das überstieg meine Fähigkeiten. Ich erinnere mich, wie dieses große Rätsel des Zeitablesens und die unergründliche Bedeutung der Pfeile, die wie Chiffren in seltsame Richtungen zeigten, mich verwirrten. Ich liebte Wassermelonen, konnte im Alter von fünf Jahren das Wort „Wassermelone“ jedoch nicht aussprechen. Ich wusste nur, dass wir, wenn wir Wassermelone aßen, diese aufschneiden mussten, und so nannte ich die Wassermelonen „auf“. Meine Familie war überzeugt davon, dass ich schwachsinnig sein würde, wenn ich heranwuchs.

Weil ich so langsam war, gab man mir die simple Aufgabe, unsere Ziegen zu hüten. Ich wusste nicht recht, was ich mit ihnen anfangen sollte, und so führte ich sie an den Fluss oder an einen anderen angenehmen Ort, wo sie grasen konnten, und überließ sie dort sich selbst.

„Wo sind die Ziegen?“, fragte mich meine Mutter, wenn ich nach Hause kam.

„Die Ziegen wollten grasen und nicht nach Hause gehen“, antwortete ich, und meine Eltern mussten selbst hinausgehen und die Ziegen holen. Schließlich ließen sie mich nur noch Gras für die Ziegen pflücken. Auch das überforderte mich: Die Ziegen waren wählerisch und fraßen nur eine bestimmte Sorte Gras, und ich wusste nicht, welche ich pflücken sollte. Oft kam ich mit einem Grasbündel nach Hause, das sie nicht anrührten.

Ich war oft allein. Es gab niemanden, mit dem ich spielen konnte, denn meine Geschwister und meine Eltern hatten von früh bis spät zu tun. Währenddessen ging ich hinaus und versteckte mich in den Weizenfeldern, besonders dort, wo Saubohnen angebaut wurden. Ihre Blüten dufteten so angenehm, und die Bohnen knabberte ich gerne. Ich wusste nicht, dass es zwischen unserem Feld und dem unseres Nachbarn eine Grenze gab. Ich erinnere mich an einen Sommertag in meiner frühen Kindheit, als ich traumverloren unter einem dichten, grünen Blätterdach auf dem Rücken lag, unter mir die warme Erde. Ich dachte an nichts und brach träge einige Bohnen von den faserigen Stengeln. Plötzlich zerrte mich ein Fremder aus meinem gemütlichen Nest und stellte mich barsch zur Rede. Ich erschrak zutiefst. Anscheinend war ich, ohne es zu wissen, in den Acker des Nachbarn eingedrungen. Einer meiner älteren Brüder rettete mich schließlich. Ich werde nie die Worte meiner Mutter vergessen, als ich nach Hause kam und sie sich am Herd zu mir wandte.

„Warum bist du ein Dieb geworden?“, fragte sie mich. Ich ließ den Kopf hängen, gelähmt vor Angst und Scham.

Als ich klein war, gab es im Haus meiner Familie nur zwei Räume. Die inneren Wände waren aus Schilfrohr. Auch die Decke war aus Schilf und ziemlich niedrig, sodass ein Erwachsener sie mit der ausgestreckten Hand leicht berühren konnte. Das Schilfrohr wurde an der Decke durch Bambusbalken gehalten, an denen wir Haken aus Eisendraht anbrachten, um das Gemüse aufzuhängen. Über dem schilfgedeckten, leicht abschüssigen Dach aus Lehm und Stroh befand sich ein niedriger Vorratsspeicher. Der Mittelpfeiler des Hauses und die Querbalken bestanden aus Holz, die Säulen an der Seite aus dicken Bambusstangen. Ein Erwachsener konnte, wenn er sich auf den Esstisch stellte, den Balken des Dachfirsts leicht mit den Händen berühren. Alle zwei Jahre verfauten die Wände und das Dach und mussten erneuert werden. Im Frühjahr pflanzten wir auf dem Dach Kürbisse an, die im Sommer reiften. Sie schmückten das Haus wie mit Girlanden und verwandelten es in etwas Lebendiges, Wachsendes.

Im Schlafzimmer standen vier Betten: eines für meine Eltern und mich, und die übrigen drei gehörten meinen älteren Brüdern und meiner älteren Schwester. Die Betten meiner Brüder waren keine richtigen Betten, sondern Truhen, in denen Kleider und Bettzeug verwahrt wurden. Das Bett meiner Schwester war aus Bambuslatten gefertigt. Das einzige richtige Bett war jenes, in dem ich mit meinen Eltern schlief, eine hölzerne Bettstatt mit vier aufrechten, in den Ecken durch vier Gerten verbundenen Stangen, über die ein Moskitonetz gespannt wurde.

Wir aßen an einem einfachen Tisch. Daneben befand sich der kleine Herd, der etwa zwei mal vier Fuß maß und auf dem nur zwei Töpfe, ein kleiner und ein größerer, Platz hatten. Hinter dem Herd befand sich der Kamin. Auf der rechten Seite der Kaminwand, etwa vier Fuß über dem Boden, stand der Altar des Küchengottes, das spirituelle Zentrum unseres Hauses.

Im Sommer blieb das Haus unter dem dicken Strohdach ziemlich kühl. Ich vermisse heute noch oft diese Bauweise aus Schilf und Stroh und wie das Haus atmete und nach den sommerlichen Feldern duftete. Das Haus schien wie aus der Erde gewachsen und war ein Teil des üppigen Landes ringsum, das vom Fluss und vom Himmel beherrscht wurde.

Meine Mutter stellte unsere gesamte Kleidung aus der selbst gezogenen Baumwolle her, die sie zu Garn verspann und daraus Stoffe webte. Ich staune noch immer über die Fähigkeit meiner Mutter, die Baumwolle pflanzen und in Kleidungsstücke für uns verwandeln konnte.

Ich trug die abgelegten Kleider meiner älteren Brüder auf. Wenn ich sie erbe, waren sie bereits mit Flickern aus alten Kleidern meines Vaters bedeckt. Ich war klein, und die Kleider, die ich von meinen älteren Brüdern erbe, waren mir immer zu groß. Ich sah aus wie ein Knirps, der in den Gewändern eines Riesen steckte. Zu meinem Kummer weigerte sich meine Mutter, sie für mich abzuändern. Ich erinnere mich an einen bitteren Neujahrstag, als sie mir ein weiteres, nicht passendes Hemd geschenkt hatte.

„Warum muss ich alte Kleider tragen, wenn alle anderen neue kriegen?“, beklagte ich mich.

„Es ist doch frisch geflickt! Es reicht, wenn es dich warm hält“, erwiderte sie und setzte damit der Unterhaltung ein Ende.

Haushaltsöl aus Baumwoll- und Gemüsesamen konnten wir uns nicht leisten, daher sammelten meine Schwestern und meine Mutter Holzspäne oder Sesamblüten, zerquetschten sie, weichten sie in Wasser ein und filterten daraus Haaröl. Meine Mutter schminkte sich nie, verwendete jedoch eine nach Jasmin duftende Creme gegen Frostbeulen für ihre rissigen und stets geschäftigen Hände. Wenn sie mich anzog, roch ich die Jasmincreme. Wenn ihre Haut richtig aufsprang und die Frostbeulencreme nicht mehr half, legte sie Kräuter auf ihre Wunden.

Es war ein Glücksfall, dass ich in die Schule kam, als ich neun Jahre alt war. Ein belesener alter Herr, der sich auf Wahrsagerei und Feng Shui verstand und eine Privatschule leitete, nahm mich auf. Er überzeugte meine Eltern, dass es gut wäre, mir etwas Schulbildung angedeihen zu lassen. Die Schule war in seinem Haus untergebracht, in einem einzigen Raum, in den er zwanzig Pulte gestellt hatte. Ich besaß keine Schultasche und trug stattdessen einen Korb mit Tinte, Pinsel, einem Tintenstein und Schreibpapier. Doch der weitaus wichtigste Gegenstand meiner Schulausrüstung war eine Bambusbüchse mit meinem Mittagessen.

An meinem ersten Schultag sollte ich mich vor dem Lehrer zu Boden werfen, um meinen Respekt und meine Bereitschaft, von ihm zu lernen, zu bekunden. Der alte Herr unterrichtete jeden Schüler einzeln, statt die Gruppe als Ganzes zu belehren, und brachte mir das Schreiben bei. Ich schrieb Schriftzeichen nach, wie „Shang Da Ren“, „Kong Yue Ji“, „Hua San Qian“ und „Qi Shi Shi“. Das sind alles einfache Zeichen mit der Bedeutung: „Der größte Mann ist Konfuzius; er unterrichtete dreitausend Schüler, und siebzig wurden

kultivierte Menschen.“ Ich folgte diesen Zeilen und lernte sie auswendig. Auch die anderen bekamen ihre Zeilen auf, und das Klassenzimmer hallte wider vom Lärm der Schüler, die ihre Zeilen alle gleichzeitig rezitierten. Der Lehrer ignorierte den Lärm. Diese Kakophonie des Auswendiglernens und Aufsagens galt in meiner Jugend auf dem chinesischen Land als Bildung. Wenn wir unsere Zeilen vergessen hatten, trommelte der Lehrer uns mit den Knöcheln seiner Finger auf den Kopf. Ich bekam ständig etwas ab. Oft wusste ich zwar meine Zeilen, war aber zu aufgeregt, um sie aufsagen zu können. Nach einem halben Jahr war ich in der Lage, *Das Buch der drei Schriftzeichen* aufzusagen. Doch die Gesundheit des alten Herrn begann nachzulassen, und er hörte auf zu unterrichten.

Ein opportunistischer junger Mann eröffnete eine weitere Privatschule in der Gegend und übernahm die Schüler des alten Herrn, mich eingeschlossen. Wir studierten *Das Große Lernen*, eines der vier klassischen Lehrbücher des Konfuzius. Auf dem Weg zur Schule lauerten mir öfters andere Kinder auf und zogen mich in ihre Spiele. Wenn der Lehrer mich fragte, warum ich mich verspätet hatte, log ich und behauptete, dass man mich zu Hause brauchte. Am Mittag log ich wieder und sagte, dass ich nach Hause gehen und bei der Arbeit helfen müsse. In Wahrheit aber hatte ich mich für den Nachmittag schon mit meinen Freunden verabredet. An manchen Tagen schwänzte ich die Schule vollständig. Ich nahm meine Büchse mit dem Essen von zu Hause mit, ging mit einer Gruppe von Freunden spielen, aß zu Mittag und traf dann noch weitere meiner Kumpel. Doch an einem verhängnisvollen Tag stieß ich unerwartet mit meiner Mutter zusammen, als ich in der Schule sein sollte.

„Es war so schwer für uns, jemanden aus unserer Familie zur Schule zu schicken“, sagte sie, „ich wollte, dass du es schaffst und in

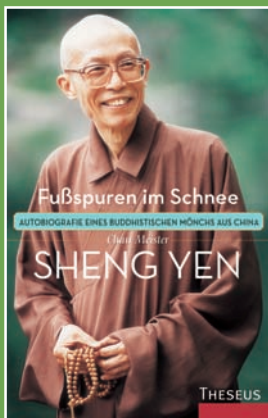
den Himmel kommst, und nun verschleuderst du diese Gelegenheit nur!“ Sie verdrosch mich tüchtig, aber ich sah, wie verletzt und enttäuscht sie war, denn sie weinte. Auch ich musste weinen, weil mir die Schläge wehtaten und weil ich mich schämte.

„Ich will nicht in die Schule gehen“, beehrte ich unter Tränen auf, „und ich gehe vielleicht nicht zurück.“

Das lag nicht daran, dass ich ein Faulpelz war, sondern weil der Lehrer mir einen Lernstoff zumutete, der für einen Zehnjährigen, der eben erst lesen gelernt hatte, zu schwierig war. Ich fühlte mich gedemütigt und niedergeschlagen, wenn ich mich abmühte, einen Text zu begreifen, der mich schlicht überforderte.

Daraufhin kehrte ich zur Arbeit mit meinen Brüdern zurück und sammelte wieder Dung auf den Feldern. Ich ging meiner Nase nach, was viel leichter war als die Lektüre von *Das Große Lernen*. Hundekot war spielend leicht zu finden, Rinder- und Ziegen dung dagegen viel schwerer, weil die Bauern ihn selbst einsammelten. Wir verwendeten den Kot, wie erwähnt, um unser Gemüse, den Weizen und die Bohnen zu düngen. Außerdem sammelte ich essbare Wildpflanzen. Einige dieser Pflanzen wachsen auch im Central Park von New York City, und ich dachte oft, welche Verschwendung es war, sie nicht zu essen, zumal sie ganz köstlich schmecken. Abgesehen davon, dass ich den Kot von Tieren und wildes Gemüse sammelte, half ich meinen Eltern im Sommer Reis, im Winter Weizen und im Frühling und Sommer Bohnen und Gemüse zu pflanzen.

Ich erinnere mich, dass wir nie genug zu essen hatten, egal wie viel wir in einer Jahreszeit anbauen konnten. Vielleicht lag es daran, dass Zucker, Salz und Öl so teuer waren. Der Handel mit diesen nach



Chan-Meister Sheng Yen

Fußspuren im Schnee

Autobiografie eines buddhistischen
Mönchs aus China

288 Seiten, Hardcover

ISBN 978-3-89901-286-6

€ (D) 24,95

 **THESEUS**

J.Kamphausen | Mediengruppe